

Roland Döhrn und Christoph M. Schmidt

# Kein Stein der Weisen – Prognosen erfordern eine intelligente Nutzung

#5 vom 8. Dezember 2005



Herausgeber:

Rheinisch-Westfälisches Institut für Wirtschaftsforschung,  
Hohenzollernstraße 1/3, 45128 Essen, Tel. 0201/81 49-0  
rwi@rwi-essen.de, <http://www.rwi-essen.de/positionen>

Alle Rechte vorbehalten. Essen 2005

Schriftleitung: Prof. Dr. Christoph M. Schmidt, Ph.D.



## Kein Stein der Weisen – Prognosen erfordern eine intelligente Nutzung

Roland Döhrn und Christoph M. Schmidt

Täglich treffen Menschen Entscheidungen, die in die Zukunft gerichtet sind. Wer sich morgens an der Haustür für oder gegen das Mitnehmen eines Regenschirms entscheidet, stützt sich entweder auf die fundierte Prognose eines Wetterdienstes oder auf sein eigenes Erfahrungswissen. In jedem Fall steht außer Frage, dass diese Entscheidung unter Unsicherheit getroffen wird. Das Leben ist nicht zuletzt deswegen spannend, weil es nicht in allen Details vorab bekannt ist – wer diese Unsicherheit jedoch einschränken kann, der wird dies auch gerne tun.

Dies gilt insbesondere für Wirtschafts- und speziell Konjunkturprognosen (für einen einführenden Text siehe Fertig, Schmidt 2002). Ihnen ist es bisher weitgehend gelungen, dem individuellen Handeln von Konsumenten, Sparern, Investoren und Unternehmern für das laufende und das kommende Jahr recht verlässliche Orientierungen zu geben: Seit 1991 schwankte das Wirtschaftswachstum um einen Durchschnitt von jährlich 1,4% mit einer Standardabweichung von 1,2%-Punkten – wer jedoch die Wirtschaftsprognosen der Institute zur Verfügung hatte, musste bei seinen Entscheidungen deutlich weniger Unsicherheit in Kauf nehmen. Die im Herbst des Vorjahres erstellten

---

<sup>1</sup> Wir bedanken uns für Kommentare bei Wim Kösters und Joachim Schmidt und bei Claudia Lohkamp für ihre Unterstützung.

Vorhersagen lagen im Durchschnitt nur um 0,9%-Punkte daneben. Nichtsdestoweniger treffen sie regelmäßig nicht exakt ins Schwarze. Wie sollten sie auch, es handelt sich ja nicht um „Berechnungen“, wie oft fälschlich geschrieben wird, sondern um Prognosen.

Wären es „Rechenfehler“, dann wären Fehlprognosen unentschuldigbar – aber dann bräuchte es auch keine Wirtschaftsforscher. Niemand würde von seinem Arzt verlangen, dass er ihm den genauen Tag seines Herzinfarkts nennt, würde sein fachmännisches Urteil und seine Warnungen aber dennoch ernst nehmen. Dass es Risikopatienten gibt, die ohne Infarkt alt werden, diskreditiert dabei kaum die Kompetenz des mahnenden Arztes. Wirtschaftsprognosen stoßen in der Öffentlichkeit jüngst aber auch deshalb auf größere Skepsis, weil sich gerade in den vergangenen Jahren die sichtbaren Fehlprognosen häuften. So hatte die Gemeinschaftsdiagnose der sechs großen Wirtschaftsforschungsinstitute im April für 2001 ein Wirtschaftswachstum von 2,1% vorausgesehen, herausgekommen sind magere 0,6%. In den Jahren 2002 und 2003 waren die Prognosen ebenso wenig „nahe dran“. Dass damals nahezu alle Vorhersagen, ob die internationaler Organisationen, der Banken oder der Wirtschaftsforschungsinstitute, ähnlich große Fehler enthielten, stärkt die Skeptiker eher noch: Schreiben nicht alle Prognostiker voneinander ab?

Sicherlich haben es die Anbieter lange Zeit versäumt, die Grenzen der Aussagefähigkeit ihrer Wirtschaftsprognosen offen zu nennen. Dies hat zu überzogenen Erwartungen geführt, für die man jetzt, da die Zuwächse insgesamt bescheidener geworden sind, die Zeche zahlen muss. Das Wirtschaftswachstum schwankte zwar in den 20 Jahren vor 1990 stärker als heute, nämlich um 1,8%-Punkte. Dabei betrug das durchschnittliche Wachstum aber 2,5%. Da war der Grat zwischen Expansion und Stagnation breiter, und Fehlprognosen wurden eher hingenommen. Dabei muss man sich für Prognoseunsicherheiten nicht schämen. Ihre Wurzeln liegen schon alleine darin, dass Ökonomen bei ihren Prognosen von einer unsicheren Datenlage ausgehen müssen. Man stelle sich vor, wie ungenau Wettervorhersagen wären, wüsste der Meteorologe weder den augenblicklichen Luftdruck noch die Windrichtung. Ökonomen befinden sich häufig in einer solchen Situation. So entstehen beispielsweise fast 80% der Wirtschaftsleistung Deutschlands im Dienstleistungssektor, über den der kurzfristig verfügbare Informationsstand trotz der inzwischen eingeführten vierteljährlichen Dienstleistungsstatistik generell dürftig ist.

Vor allem aber werden Wirtschaftsdaten von den Statistischen Ämtern in der Zeit nach der Prognose mehr oder weniger kräftig revidiert. Die vom Statistischen Bundesamt gemessene Wachstumsrate des BIP veränderte sich im Durchschnitt der Jahre 1991 bis 2003 von der ersten Veröffentlichung bis zum letzten „endgültigen“ Wert um 0,5%-Punkte. Auch dies hat nichts mit mangelnder Kompetenz zu tun, sondern liegt daran, dass viele wichtige Informa-

tionen erst mit großer Verzögerung anfallen. Der Umfang der Revisionen entspricht aber etwa dem durchschnittlichen Prognosefehler, den Ökonomen zur Jahresmitte machen, wenn sie die Zuwachsrate der Wirtschaftsleistung im laufenden Jahr schätzen. Die Datenlage dürfte sich auch so lange nicht bessern, wie Politikern als Maßnahme zum Bürokratieabbau nichts Besseres einfällt, als einige Statistiken einzuschränken oder gar abzuschaffen.

Gute Prognosen sind mehr als mechanische Fortschreibungen vergangener Daten nach einem vorgegebenen Schema. Die Kunst der Prognose liegt darin, in den vergangenen Daten genau solche stabilen Muster zu erkennen, die eine intelligente Fortschreibung erlauben. Ohne eine gewisse Stabilität von Relationen zwischen Variablen kann es keine Prognose geben. So deuten z.B. höhere Auftragseingänge auf ein höheres Wachstum deswegen hin, weil dieses Muster wiederholt zu beobachten war. Eine zweite Quelle der Unsicherheit von Prognosen ist daher, dass derartige Schlussfolgerungen sich im Nachhinein im Einzelfall als unzutreffend herausstellen können. Vor allem gegen unerwartete Schwankungen internationaler Rahmenbedingungen wie des Wechselkurses oder von Rohstoffpreisen ist der Prognostiker häufig „machtlos“.

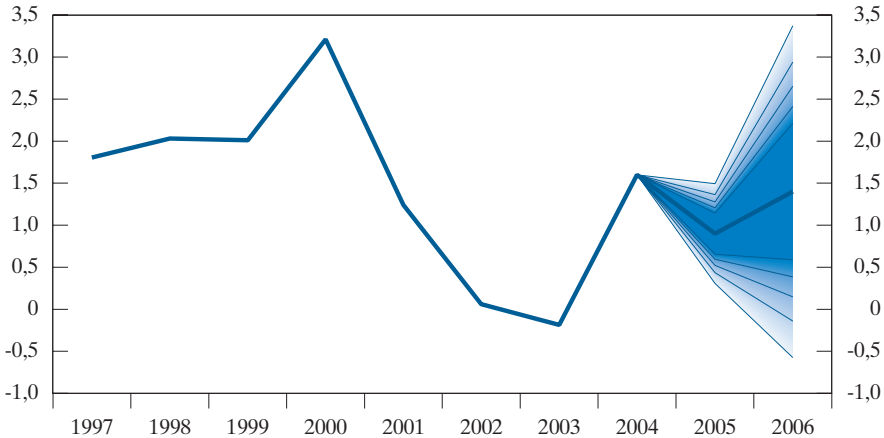
Letztendlich lässt der spannende Erkenntnisgegenstand der Wirtschaftsforschung, die wirtschaftlich relevanten Entscheidungen der Menschen, auch gar keine perfekte Vorhersage zu. Im Gegensatz zu naturwissenschaftlichen Phänomenen gibt es im menschlichen Zusammenleben keine vorherbestimmten Bahnen. Ob z.B. eine „Aufbruchstimmung“ in der Gesellschaft entsteht, wenn charismatische Politiker ihre Klientel von der Notwendigkeit von Reformen überzeugen, oder ob ein Hin und Her der Politik selbst gute außenwirtschaftliche Impulse dämpft, entzieht sich letztlich einer Quantifizierung. Das liegt unter anderem daran, dass viele Ereignisse nur selten vorkommen, so dass es schwer ist, aus ihnen allgemein gültige Lehren zu ziehen.

Peinlich sind Fehlprognosen also nur dann, wenn andere auf der Basis der gleichen Informationen systematisch – also immer wieder – besser liegen. Wohlgemerkt: Dass es in der Fülle der Meinungen immer mal wieder einen Prognostiker gibt, der es ausnahmsweise heute mal besser trifft, ist damit nicht gemeint. Systematisch schlechter zu liegen als andere, ist aber ein Schuh, den sich die Wirtschaftsforschungsinstitute keineswegs anziehen müssen. Allerdings würde man falschen Erwartungen an die Berechenbarkeit der Zukunft besser vorbeugen, brächte man die notwendigerweise verbliebene Unsicherheit durch die Angabe von Prognoseintervallen zum Ausdruck. Am weitesten fortgeschritten auf diesem Weg ist die Bank von England, die dies bei ihren Inflations- und Wachstumsprognosen mit ihren „Fächerbildern“ bereits seit Mitte der neunziger Jahre praktiziert. Methodisch ist es nicht einfach, solche Intervalle exakt zu bestimmen, aber man kann grundsätzlich die Fehler der

Schaubild 1

**Prognoseintervall der BIP-Prognose**

2005 und 2006; Veränderung gegenüber dem Vorjahr in %

Wahrscheinlichkeit für das Prognoseergebnis: ■ 50 % ...  90 %

Quelle: RWI Essen 2005.

Vergangenheit zur Abschätzung künftiger Fehler heranziehen. Eine entsprechende Abschätzung hat das RWI Essen in seinem Konjunkturbericht für seine Deutschlandprognose vom Sommer 2005 vorgestellt.

Schwieriger als die Berechnung dürfte allerdings sein, Intervalle den Auftraggebern in der Politik und der Öffentlichkeit zu kommunizieren. Denn sie sind notwendigerweise recht weit. Im September 2005 prognostizierte das RWI Essen für 2006 ein Wirtschaftswachstum von 1,4%. Das dazugehörige 80%-Intervall reicht von -0,1% bis +2,9%. Würde die Welt – was sie ja schlichtweg nicht kann – wiederholt ablaufen, dann würde das Wachstum des Jahres 2006 in rund 80 von 100 „Wiederholungen“ zwischen diesen Grenzen liegen, aber auch ca. 20 mal außerhalb des Intervalls. Aber es ist das Leben selbst, nicht die Schätzkünste der Ökonomen, das der Berechenbarkeit der Zukunft Grenzen setzt. Die Unsicherheiten sind nun einmal 16 Monate vor Abschluss des Jahres 2006 groß, und die Möglichkeiten, sie zu verringern, sind gering.

Wem das unbefriedigend erscheint, dem kann man nur sagen, dass ungeachtet dessen 1,4% die als am wahrscheinlichsten zu erachtende Zuwachsrates ist, weshalb man sie auch ohne Weiteres zur Grundlage von Planungen machen sollte. Allerdings müsste man auch einen „Plan B“ haben, falls es doch nicht zu diesem wahrscheinlichsten Wachstum kommt. Es ist wohl kaum vorzuziehen, über diese Unsicherheiten im Unklaren zu bleiben. Dies gilt weder für den Privatmann noch für die Politik. Natürlich müsste auch die öffentliche Hand

bei ihren Planungen immer einen solchen „Plan B“ aufstellen. Schließlich verursacht sie selbst häufig genug einen guten Teil der Unsicherheit. Von der Wirtschaftsforschung zu verlangen, diese Unannehmlichkeit völlig zu beseitigen, ist reines Wunschenken. Wir stellen uns gerne der Herausforderung, mit unserer Arbeit diese Unsicherheit über künftige Entwicklungen so gut wie möglich zu reduzieren, aber wir sind keine Druiden der Neuzeit.

Ebenso wie die Politik sind die Prognostiker und auch die Medien gefordert, mit Wirtschaftsprognosen intelligenter umzugehen als bisher. Die Prognostiker sollten angesichts der ohnehin großen Unsicherheit nicht jede neue Information zum Anlass nehmen, eine neue Prognose zu veröffentlichen. In den Medien muss das zugegebenermaßen lange überfällige offene Bekenntnis der ernst zu nehmenden Wirtschaftsforschung zu Prognoserisiken seinen Widerhall finden. Denn es sollte nicht der Eindruck erweckt werden, dass sie – wie *DIE ZEIT* unlängst schrieb – „exakte Prognosen“ vorlegen (Schmid 2005). Denn eines ist klar: Jedermann kann eine Wirtschaftsprognose abgeben. Aber ob sie eine gute Planungsgrundlage darstellt, zeigt sich nur auf Dauer. Wer große Prognosesicherheit vortäuscht, der lügt – daran ändern auch Zufallstreffer nichts.

Dem Risikopatienten wird man wohl kaum raten, zum Schamanen zu wechseln, nur weil ihm der Kardiologe keine zu 100% sichere Prognose geben kann, der Schamane sich dagegen nicht verweigert, dies vorzutäuschen. Soviel Grundverständnis für ihre Arbeit darf auch die Wirtschaftsforschung einfordern.

## Literatur

- Fertig, M. and Ch.M. Schmidt (2002), Reading Tea Leaves or Science? Forecasting for Beginners. *Allgemeines Statistisches Archiv* 86: 459–467.
- K.-P. Schmid (2005), Falsch gerechnet. Konjunkturforscher legen gern exakte Prognosen vor – und liegen meist daneben. Jetzt üben sie Selbstkritik. *Die Zeit*, Ausgabe vom 20. Oktober 2005: 30.
- RWI Essen (2005), Zur Unsicherheit der vorliegenden Prognose. *RWI: Konjunkturberichte* 56: 38–39.